

Das Jahrhundert des Todes und der Lebensangst

Walker Percys „The Thanatos Syndrome“ und Mary Gordons „Temporary Shelter“

Trotz der verwüstenden Kriege und blutigen Revolutionen, die schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielen Menschen den Glauben an einen liebenden Gott raubten, besteht Simone Weil darauf, daß niemand ohne eigene Schuld in der Verzweiflung „eines profanen oder natürlichen Lebens“ verharren kann. „Drei Mysterien, deren sich jeder Mensch mehr oder weniger bewußt ist“, so glaubt sie, geben ihm „unmittelbaren Zugang zur zentralen Pforte, die Christus ist“, und verpflichten ihn „zum Glauben im weiteren und engeren Sinn“. Die „drei Geheimnisse“ sind die trotz allem immer wieder durchbrechende „Schönheit“ unserer Welt, sodann die wissenschaftliche Erkenntnis der Naturgesetze und ihre Anwendung auf „Technik und Arbeit“ und schließlich „das Aufleuchten von Gerechtigkeit, Mitleid, Dankbarkeit in den metallisch verhärteten und erkalteten menschlichen Verhältnissen“¹.

Walker Percy und Mary Gordon, den beiden amerikanischen Autoren, die man wegen ihrer Versuche, trotz der unüberwindlich scheinenden Hindernisse in unserer Zeit einen neuen Weg zum Katholizismus zu finden, mit Simone Weil vergleichen darf, scheint in ihren jüngsten Büchern deren Zuversicht problematisch geworden zu sein.

Dr. Thomas More, der uns aus „Love in the Ruins“² bekannte Protagonist in Walker Percys „The Thanatos Syndrome“³, sieht in den neunziger Jahren dieses Jahrhunderts nur noch einen Schimmer des ersten Mysteriums, wenn er trotz aller Verschmutzung von der Majestät des Mississippi und von dem Frieden der Kiefernwälder des südöstlichen Louisiana beeindruckt ist. Aber sein Glaube gewinnt nichts dadurch. Wie fragwürdig die beiden anderen Mysterien geworden sind, wird sich in der folgenden Darstellung zeigen.

Mary Gordons Frauen und Kinder in den meisten der zwanzig Erzählungen von „Temporary Shelter“⁴ leben in einer Welt, in der alle Schönheit um und in uns von endgültiger Zerstörung eben durch eine der Errungenschaften der Naturwissenschaft bedroht ist (27), während die menschlichen Gefühle, auf die sich Simone Weil verläßt, in den Komplikationen des heutigen Familienlebens verletzt werden oder schwer bedroht sind. Das Ergebnis ist das Gefühl, daß wir trotz des besten Willens unter unseren Mitmenschen nur „zeitweise Geborgenheit“ finden können. Nichts schützt uns auf die Dauer vor der Grausamkeit des Lebens.

Die persönliche Lage des Protagonisten

Schon in den achtziger Jahren, in denen wir Dr. More zuerst kennenlernen, ist er ein „schlechter Katholik“, der seine Zweifel und Sünden nicht mehr bereuen kann. Am Ende jedoch beginnt er in einer zweiten Ehe ein neues und besseres Leben. Als Psychiater hilft er den Menschen nach besten Kräften. In den neunziger Jahren, in denen wir ihn nun wiedertreffen, ist diese Idylle gestört. Dr. More „ist in die Flasche gekrochen“, hat seine Praxis vernachlässigt und, um sich schnell Geld zu verschaffen, Amphetaminpillen an Fernlastfahrer verkauft. Dafür wurde er mit zwei Jahren Gefängnis bestraft. Seine Frau Ellen ist mittlerweile als Turnierbridge-Spielerin mit Hilfe ihres neuen Freundes, des Ingenieurs Dr. van Dorn, berühmt geworden. Auf Bewährung entlassen, wird Tom der Obhut des Neurologen Dr. Comeaux und des uns schon aus dem früheren Roman bekannten Psychiaters Dr. Max Gottlieb übergeben.

Beide Ärzte arbeiten in „Fedville“, einer der neugegründeten „Qualitätszentralen“ der Bundesregierung, die zur Verbesserung des physischen und psychischen Wohlbefindens des amerikanischen Volkes bestimmt sind. Sie versuchen auch Tom für dieses Unternehmen zu gewinnen. Einige rätselhafte psychische Veränderungen, die dieser bei seinen alten Patienten, die wieder in seiner Praxis erscheinen, beobachtet, veranlassen ihn jedoch, seine Entscheidung hinauszuschieben und eigene Forschungen anzustellen. Sie führen zu beunruhigenden Entdeckungen, die einerseits Ereignisse in den Vereinigten Staaten unserer Tage reflektieren, andererseits in die Zukunft einer „Tapferen neuen Welt“ im Sinn des Buchs von Huxley weisen und darüber hinaus Verbindungen zur Weltanschauung und Praxis gewisser Medizinprofessoren im Deutschland der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus herstellen. Doch kann Dr. More wenigstens in seinem Kreis alle Probleme lösen und, so scheint es, eine weitere Gnadenfrist für unsere Welt gewinnen. Um dieses zu erreichen, muß er sich mit den vier folgenden Fragen auseinandersetzen.

Der Arzt als Massenmörder und Demiurg

Auch in der Heilkunde weist Simone Weil im Sinn des Hippokrates auf die Möglichkeit und die Aufgabe hin, die Harmonie des Universums zu erkennen⁵. Die Medizin, mit der sich Dr. More beschäftigt, ist schon in „Love in the Ruins“ in eine andere Richtung gegangen. Hier wurde in einer „Liebesklinik“ eine der intimsten Sphären des Menschlichen „wissenschaftlich“ beobachtet und manipuliert. Der Arzt arbeitete nicht mehr als Helfer der Natur, sondern versuchte selbst in ihren Bereich einzugreifen und sie in seinem Sinn umzugestalten.

Im „Thanatos Syndrome“ ist die Medizin auf diesem Weg weit fortgeschritten.

Die in Millionen Zahlen gerechneten Abtreibungen der letzten beiden Jahrzehnte scheinen nicht genügt zu haben, die Qualität des Lebens in den Vereinigten Staaten zu erhöhen, und man ist darum unter ärztlicher Leitung zur „pedeuthanasia“ und „gereuthanasia“ übergegangen. Wie lassen sich diese Verfahren mit dem berühmten Hippokratischen Eid vereinbaren? Schon die Abtreibung hat man mit human erscheinenden Argumenten gerechtfertigt, so zum Beispiel mit der Überlegung des im Mittelpunkt des jüngsten Romans (1985) eines in Amerika vielgelesenen Autors stehenden Arztes, daß kein „ungewolltes Kind schreiend in diese Welt gebracht werden muß“, sondern daß man durch Schwangerschaftsbeendigung das Leid, das mit der geistigen, körperlichen und seelischen Fehlentwicklung des unerwünschten Wesens verbunden ist, rechtzeitig verhindern kann.

Dr. Comeaux im „Thanatos Syndrome“ verteidigt die „Pädeuthanasie“ ebenfalls mit humanen Vorstellungen und Begriffen, wenn er sich an Dr. More wendet: „Wie du selbst am besten weißt, erreicht der menschliche Säugling erst irgendwann im zweiten Jahr seinen geistigen Selbststand aus dem einfachen Grund, daß das Kind, wie du selbst gezeigt hast, erst mit Erlangung der Sprache und der Betätigung des Sprachzentrums sich als Selbst und als Person erkennt“ (35). Dr. More übergeht dieses Argument mit Schweigen, doch erfahren wir später aus dem Mund des unangenehme Wahrheiten kündenden „Toren“, das heißt, des am Rand der Trunksucht und des Wahnsinns lebenden Priesters Rinaldo Smith, wo wir ähnliche Begründungen schon einmal gehört haben.

Als Sechzehnjähriger hat Rinaldo in den dreißiger Jahren während eines Ferienaufenthalts in Deutschland bei einem entfernten Verwandten, der Ordinarius für Psychiatrie an der Universität Tübingen war, die berühmten Psychiater Heyde, Brandt, Nitsche und de Crinis kennengelernt. Sie diskutierten das von Binding und Hoche veröffentlichte Buch über „Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (Leipzig 1920). Dr. Brandt, ein großer Verehrer Albert Schweitzers, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß „Ehrfurcht vor der Nation“ wichtiger sei als „Ehrfurcht vor dem Leben“ (246). Um dem Volk eine große Bürde zu ersparen, so sagten diese hochangesehenen Wissenschaftler, müßte man das lebensunwerte Leben durch einen „Gnadentod“ beseitigen.

Percy, der sich an ein Buch von Frederic Wertham⁶ anschließt, weiß, daß über 250 000 unschuldige Kranke, unter ihnen viele Kinder, dieser „Euthanasie“ zum Opfer gefallen sind. Er läßt den Geistlichen seines Romans den Schluß ziehen, daß die Tötung in den Anstalten notwendigerweise zum Massenmord an den Juden, dieser „begrifflich nicht unterzuordnenden Minderheit“, führte (352). Die Ärzte bahnten den Weg zum Massen- und Völkermord und entwickelten seine Methoden. So ist das, was als „Mitleid“ erscheinen möchte, nicht mehr im Sinn von Simone Weil ein Zeichen im Herzen des Menschen, das auf Gott hinweist, sondern es „führt“ in einer teuflischen Verkehrung „zur Gaskammer“ (360).

Die Ärzte des Qualitätszentrums verharren jedoch im ersten Stadium des

Tötens, dem der „Euthanasie“. Dieser, wenn man so so sagen darf, negativen Methode der „Qualitätssteigerung“ des Lebens fügen sie ein positives Verfahren hinzu, das das Bewußtsein der behandelten Personen auf physikalisch-chemischem Weg verändert. Sie haben nämlich entdeckt, daß eine gewisse Mikrodosis in Wasser gelösten radioaktiven Natriums den Menschen zu einem friedlichen, arbeitsamen Wesen umgestaltet, das nicht mehr von den Problemen eines selbstbewußten Individuums geplagt wird: Depressionen, Minderwertigkeitsgefühle, Eifersucht, Neid und die damit oft verbundenen Gewaltverbrechen oder, umgekehrt, die Flucht in die Drogensucht und geschlechtliche Ausschweifungen sind weit zurückgegangen, seit dem Trinkwasser gewisser Bezirke diese Chemikalie beigegeben wurde. Aber auch die eigenartigen Veränderungen in Dr. Mores Patienten gehen auf diese Wasserbehandlung zurück. Da sich statistisch nachweisen läßt, daß die unehelichen Geburten, vor allem unter der schwarzen Bevölkerung, und Aids fast verschwunden sind, ist Dr. Comeaux davon überzeugt, daß er mit seinen beiden Methoden auf dem richtigen Weg ist, das „unnötige Leid... jedes einzelnen Kindes, jeder alten Person... jedes Schwachsinnigen... und seiner Familie“ zu beheben und auf diese Weise „das größte Gut, die höchste Qualität des Lebens für die größte Zahl“ zu erreichen (346).

Unser Protagonist aber läßt sich dadurch nicht beirren. Er weiß, daß der Mensch sich nicht bessert, wenn er künstlich beeinflusst wird. Den Beweis dafür liefern eben seine Patienten, die zwar nicht mehr deprimiert sind, dafür aber in tierische Schichten absinken und die Intelligenz von Kalenderidioten mit den urteilslosen Antwortreflexen und den Sexualposen in Zeichensprache geschulter Schimpansen verbinden. Am deutlichsten aber zeigen sich die unerwarteten schlimmen Folgen der chemischen Bewußtseinsbeeinflussung bei den Schülern eines exklusiven Internats, aus dem Tom seine Kinder rettet.

Das große Ärgernis

Nach den Berichten der Massenmedien und von Spezialstudien⁷ scheinen sich seit einigen Jahren die Fälle der Pädophilie und der damit oft verbundenen Kinderpornographie in den Vereinigten Staaten in erschreckendem Maß zu häufen. Das Pflegepersonal in Kindergärten und Kinderheimen vergeht sich an den Jugendlichen und bietet dann die davon gemachten Filme zum Kauf an.

Obwohl die Kritik mit Recht darauf hinweist, daß Percy die Schärfe seiner Aussage bei der Behandlung dieses Themas durch unangebrachten Humor und wohl auch durch die flache Schematik seiner Charaktere abschwächt, erscheint in seinem Roman die Pädophilie deutlich als ein weiteres Symptom des Todessyndroms unserer Zeit. Das von ihm beschriebene, von Fußballstadien und Tennisplätzen umgebene Erziehungsinstitut wird von Dr. van Dorn geleitet. Als

Dr. More erfährt, daß ein gewisses, sexueller Vergehen an Kindern verdächtiges Ehepaar darin arbeitet, veranlaßt er eine Verwandte, die als Amtsärztin Zugang zu der Schule hat, die Kinder zu untersuchen.

Das Ergebnis ist so alarmierend, daß er trotz seiner gesetzlichen Beschränkungen mit zwei Freunden in die verschlossene Anstalt eindringt. Dort bestätigen sich seine Befürchtungen. Am schlimmsten ist wohl die Entdeckung, daß die Kinder, wahrscheinlich unter dem Einfluß des ihnen in regelmäßigen Dosen verabreichten Natriumwassers, den komplizierten Geschlechtsakten mit van Dorn und seinen Helfern entweder völlig apathisch und gelangweilt beiwohnen oder sie aber zu genießen scheinen (298 f.)

Tom zwingt die Verführer, nun selbst die Chemikalie in Massendosierung („molar strength“) einzunehmen. Dadurch scheint sich in einem eigenartigen Wortspiel die Warnung Christi vom „Mühlstein am Hals“ dessen, der den Kleinen Ärgernis gibt (Mt 18,6), zu erfüllen: Das nur im technischen Zusammenhang gebrauchte Adjektiv „molar“ kann von „moles“ (Masse), aber auch, im anderen Sinn, von „mola“ (Mühlstein) abgeleitet werden. Die überstarke Dosis verwandelt die Lehrer und ihren Direktor in hemmungslose Affenwesen, deren sexuelles und aggressives Verhalten der herbeigerufenen Polizei endlich die fehlenden Beweise zur Verhaftung liefert.

Doch kann man in unserer Zeit durchaus nicht mehr mit einer allgemeinen entsetzten Ablehnung dieser Vergehen rechnen. Es gibt in den Vereinigten Staaten Kreise, die darauf bestehen, daß die „Freiheit“ der Kinder zu sexuellen Verbindungen mit Erwachsenen ein von der Verfassung verbürgtes Recht ist. Gesetzliche, ethische, religiöse, psychologische und naturbedingte Begriffe werden mißverstanden und verkehrt. So läßt Percy seinen „Intellektuellen“ van Dorn sein Verhältnis zu den Kindern dem schweigenden Dr. More wie folgt erklären: „Wenn wir einmal die geistigen Hindernisse zu menschlichen Beziehungen aus dem Weg geräumt haben – nämlich zweitausend Jahre verdrängter Sexualität –, sehen wir: Was am Ende zählt, ist die liebende Zuneigung anstatt des Hasses... Sieh dir die Gesichter dieser Kinder an – weiß Gott, woher sie kommen –, siehst du das geringste Zeichen von Schmerz oder Leiden, Grausamkeit oder Mißbrauch“ (302)?

Eine ähnliche Verwirrung liegt, wie wir schon gesehen haben, der Begründung der Massenmorde an den Kranken und den ungewollten Kindern zugrunde. Wie tief sie geht, zeigt sich bei einer Predigt, in der Father Smith die anwesenden Ärzte mit „liebe Brüder, liebe Qualitarianer, Abtreiber und Euthanasiespezialisten“ (361) anredet, ohne daß diese die bittere Ironie dieser Titel erkennen. Sie alle „sehen gerechtfertigt aus“ und „ohne Schuld“. Demnach gibt es heute, so dürfen wir mit dem Geistlichen schließen, zwei Arten von Menschen. Auf der einen Seite stehen die „anständigen, weichherzigen, glaubenslosen, menschenfreundlichen Leute“, auf der anderen die Prediger, die zwar „die Wahrheit über den Herrn sagen, aber oft selbst Lumpen, wenn nicht Diebe sind“ (360). Diese letzte Anspielung gilt den

erfolgreichen Fernsehpredigern, die Millionen anhäufen und sich dann oft in Skandale verwickeln. Doch da sie trotzdem oft den rechten Weg weisen, die sogenannten Menschenfreunde umgekehrt aber Menschen töten, scheint die Verwirrung der Geister vollkommen und eine Erleuchtung und Erlösung der Menschheit ausgeschlossen zu sein.

Worte ohne Bedeutung

Wie kann man sich diese Katastrophe erklären? Percy, der sich oft mit der Bedeutung der Sprache, ihrer Zeichen und Symbole auseinandergesetzt hat⁸, stellt in einem Gespräch seines Protagonisten mit Father Smith alle seine Theorien in Frage. Der Geistliche ist so deprimiert, daß er seine Pflichten kaum noch erfüllen und vor allem nicht mehr predigen kann. Denn, so sagt er, „es hat keine Bedeutung... Worte haben keine Bedeutung“ mehr (117). Wohl ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, verliert sich Rinaldo tief in der Aporie der Kantschen Epistemologie. Zwar kann er sich noch an „die Anschauung“ halten. Denn von einer Rauchsäule im Wald kann er auf einen Brand schließen, der topographisch genau festzulegen ist und damit ein „Zeichen“ darstellt, worauf man sich verlassen kann. Aber es hat keine tiefere Bedeutung, das heißt, es gibt uns keine wesentliche Erkenntnis und bleibt so, um mit Kant zu reden, „blind“. Umgekehrt sind „die Begriffe“, von denen wir tiefere Einsichten erwarten, nach Ansicht des Priesters aller Bedeutung „beraubt“ und darum, wie der Philosoph sagt, völlig „leer“. So ist es vollkommen „gleichgültig“ und ohne Folgen, „selbst... wenn die Existenz Gottes, der Hölle, der Sünde mit derselben Gewißheit wie die Entfernung der Sonne von der Erde bewiesen wäre“ (118). Der Mensch unserer Zeit kümmert sich nicht mehr darum.

Während Simone Weil von einer zu ihren Ursprüngen zurückgekehrten Mathematik und Naturwissenschaft tiefgründige theologische Aussagen erwartete, ist im „Thanatos Syndrome“ der Weg zu diesen Einsichten versperrt, weil unsere Sprache entleert ist und nichts mehr bedeutet. Darum bleiben, so sagt Father Smith, „siebenundneunzig Prozent der Astronomen Atheisten“, obwohl „hundert Prozent der Astronomen entdeckt haben, daß das Universum aus dem Nichts geschaffen wurde“ – eine Entdeckung, der noch Pius XII. große Bedeutung für die Gottesbeweise beimaß. Unsere Epoche scheint im Zeichen „der Vernunft“, die „mit dem Glauben Krieg führt“ und in der „die Naturwissenschaft ihre Triumphe feiert“, zu einem Jahrhundert des Todes geworden zu sein. Nie gab es so viele Massenmorde, totale Kriege, Verfolgungen und schließlich die Möglichkeit völliger atomarer Vernichtung. Wir können nur noch hoffen, daß diese Zeitspanne eine Prüfung ist, die wir wie Job geduldig ertragen müssen, so daß „Hoffnung und Glauben in die Welt zurückkehren werden“ (365). So ermahnt uns der Priester.

Bezeichnenderweise hat Dr. More kaum zugehört. Aber, so erfahren wir, mag er trotzdem sein Heil erwirken, indem er sich gewissenhaft um seine Patienten kümmert. Auch Father Smith trägt seinen Teil bei. Nachdem das Qualitätszentrum in Louisiana durch ein politisches Manöver Dr. Mores aufgelöst ist, nimmt er die dort zum Tod bestimmten Kinder, Alten und Kranken in ein von ihm geleitetes Hospiz auf und pflegt sie bis an ihr Ende.

Während so der Roman Percys trotz allem mit der Hoffnung auf Überwindung der Unmenschlichkeit unseres Zeitalters durch christliche Liebe schließt, entwerfen die Erzählungen Gordons ein Mosaik der Schwierigkeiten, die das enge Zusammenleben, selbst im Zeichen der Liebe, mit sich bringt.

Die Lebensangst unserer Zeit

„Die Vorstellung von der Katastrophe“ scheint gleich nach der Titelgeschichte den Ton für die folgenden Erzählungen zu setzen. Eine junge Frau erkennt die Unmöglichkeit, sich und ihre Familie auf den drohenden Atomkrieg und seine Folgen vorzubereiten. Denn in der Mitte des sie umgebenden blühenden Lebens ist die plötzliche Vernichtung einfach unvorstellbar (26). Auch fürchtet sie sich weniger vor diesem Schicksal als vor dem brutalen Daseinskampf der Überlebenden, wenn Mütter, um die Ernährung ihrer Kinder zu sichern, ihre besten Freunde töten müssen. Die Angst vor dieser Möglichkeit ist so groß, daß die Erzählerin sich überlegt: „Vielleicht sollte ich uns töten, während wir noch heil und würdevoll und im Vollbesitz unseres schönen gesunden Menschenverstandes sind.“ Der einzige Trost, wenn man das so nennen darf, ist der Gedanke, daß wir uns einen Tod, in dem „die vergiftete Erde beschämt dasteht, leer von allem, was wir kennen“, eben gar nicht vorstellen können (28). Abwandlungen dieser Angst vor einem unvorstellbaren Tod oder einem grausamen Leben, das auf ihn zuführt, finden sich in fast allen Erzählungen.

Joseph, der Protagonist der Titelgeschichte, möchte seine Mutter dafür entschädigen, daß sein Vater die Familie verlassen hat. Aber die Aufgabe wird fast unmöglich, als seine Mutter Haushälterin von Dr. Meyer wird. Dieser hochgebildete Konvertit aus dem Judentum behandelt den kleinen Joseph mit derselben väterlichen Güte wie seine eigene Tochter Maria. Doch entstehen häßliche Spannungen zwischen dem begabten und eigenwilligen Mädchen und Josephs Mutter, die den Jungen unsicher machen. Denn die Mutter warnt ihn, daß die Meyers sie am Ende doch im Stich lassen werden und er sich darum lieber an seine eigene Familie halten soll (7). Der Grund der schließlichen Trennung ist die leidenschaftliche Maria, die in ein Kloster eintreten will, obwohl ihr Vater und Josephs Mutter wissen, daß keine religiöse Gemeinschaft sie „wegen ihres Blutes“ aufnehmen wird. Dr. Meyer hält es für „eine Grausamkeit“, den nun halbwüchsi-

gen Joseph den Versuchungen in der Nähe Marias auszusetzen. Doch dem Jungen scheint es ebenfalls grausam, ihn „von allem, was [er] liebt zu trennen [und] zu einem einsamen Leben in Häßlichkeit und Haß mit einer Mutter“ zu verbannen, „die [er] nicht lieben kann“ (23). Nur seine Liebe zu Maria macht den Gedanken erträglich. Er will zum Studium fortgehen, aber sie dann heiraten, ehe sie selbst erfährt, daß man sie wegen „ihres Blutes“ – die Mutter meinte es im rassischen, der Vater im emotionalen Sinn – „von ihrem tiefsten Herzenswunsch hat abhalten wollen“ (24).

Nora, die Protagonistin in „Delia“ und zwei weiteren Erzählungen, ist mit einem verkrüppelten Bein geboren und so von vornherein vom Leben benachteiligt. John, ein angeheirateter Onkel, der wegen seiner protestantischen Religion von ihren Tanten abgelehnt wird, ist besonders freundlich zu ihr und gewinnt ihr Vertrauen. Als seine Frau im Kindbett stirbt, ist Nora die einzige, der er unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen erschütternden Verlust mitteilt (36) und mit einer für das Kind besonders schweren Bürde belastet. Als Nora aufwächst, wird das Leben nur noch schwerer und beängstigender für sie.

In „Agnes“ erlebt die nun Dreizehnjährige eine große Enttäuschung. Die Titelheldin ist eine unscheinbare Frau, die trotzdem für zehn Jahre ein Verhältnis mit Noras bei Frauen sehr beliebtem Onkel Desmond hatte. Nora, die sich wegen ihres Beins von einem interessanten Liebesleben ausgeschlossen hält, schöpft aus dieser Affäre neue Hoffnung. Denn, so schließt sie, wenn diese wie ein „nasser Vogel“ aussehende Frau einen Mann vom Kaliber Desmonds anziehen kann, hat auch sie trotz ihrer Behinderung Aussichten auf „ein leidenschaftliches Leben“ (66). Doch verkehrt sich diese Hoffnung in völlige Verzweiflung, als sie erfährt, daß Agnes Selbstmord begangen hat, weil Desmond sie wegen eines jüngeren Mädchens verlassen hat. Noras Enttäuschung und Angst vor einem solchen Leben und Tod ist so groß, daß sie ähnliche Gefühle über das Vermeiden von Leid und Elend hat, wie die „Philanthropen“ in Percys Buch vorgeben: „Die Wahrheit war, Frauen wie diese [Agnes] wären besser dran, wenn sie nie geboren wären, und wenn du ein kleines Mädchen hast, das sich so entwickelte, wäre es am besten, ... den Kopf des Unglückswurms unter Wasser zu halten, bis er nicht mehr atmet, und ihm so all den Schmerz und Kummer später zu ersparen“ (75).

In „Eileen“ schätzt Nora die Titelheldin, weil auch sie keine Aussicht auf „Paarung“ (111) zu haben scheint. Mit der ungebrochenen Vitalität der vor kurzem aus Irland eingewanderten Eileen verbindet sich „Glaube und Hoffnung“, die sich bei Noras Mutter und Tanten schon lange in „Skepsis [und] Resignation“ verkehrt hat. Doch als Eileens jüngerer Bruder, auf den sie all ihre Hoffnungen setzte, durch einen Unglücksfall umkommt, verliert auch ihr Leben seinen Inhalt. Ihre alle beglückende „natürliche Lebenskraft“ stirbt ab und erkaltet zu „einer Form schrecklich bitterer Frömmigkeit“. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sieht sie nun als einen Kontinent „ohne Hoffnung und ohne Gott“. Die nun

erwachsene Nora erwartet auch für sich selbst nur noch ein eintöniges, elendes Leben „ohne Aussichten auf Freude“ (119).

Zwei weitere Geschichten schildern die bedrückenden Wirkungen des Todes eines Elternteils auf die hinterbliebenen Kinder. Als in der Erzählung „Die Nachbarschaft“ der Vater der siebenjährigen Heldin stirbt, „hält [sie] die Welt von nun an für gefährlich“ (53). Erst die selbstlose Liebe einer Nachbarin hilft ihr, ihren Verlust zu überwinden.

Die ebenfalls siebenjährige Lucy in „Der Dorn“ hat kein erlösendes Erlebnis. Nach dem Tod ihres Vaters klammert sie sich an dessen Stimme, die sie in „ihrem Herzen“ zu hören glaubt. Als sie am Ende auch noch diesen „Dorn“ in ihrem Inneren verliert, „gibt es niemanden mehr, dessen Stimme schön ist, und wenig, woran sie sich erinnert“ (107).

Eine noch schlimmere Wirkung hat die Nähe zu der als Gast von ihren Eltern aufgenommenen Mrs. Delahanty auf die zehnjährige Elizabeth in „Die Mörderin als Gast“. Aus den Andeutungen im Gespräch der Erwachsenen weiß das Kind, daß der Gast ihren betrunkenen Mann vor den Augen ihrer Kinder erstochen hat. Obwohl es ein Akt der Selbstverteidigung war, fürchtet sich Elizabeth vor der verwirrten Frau und versucht alles, sie nicht zu erregen. Aber ihr Körper scheint ihr den Dienst zu verweigern, als sie keinen Bissen des ihr von Mrs. Delahanty vorgesetzten Frühstücks herunterschlucken kann.

In „Billy“ schließlich erfahren wir von der Gefährdung eines Kindes, das nur von der Mutter aufgezogen wird, nachdem der Vater das Weite gesucht hat. Die Treulosigkeit ihres Mannes hat die Mutter Billys so tief verletzt, daß ihr Verhältnis zu dem Kind gestört ist. „Zu früh“ hat sie ihm „die Wahrheit“ über die Welt offenbart, die „grausam“ und „fürchterlich“ ist und „ihn verletzen wird“ (168). Billy gab den Lebenskampf auf, bevor er ihn richtig begann, und starb als einsamer Sonderling auf einem gemieteten Zimmer, das er schon jahrelang nicht mehr verlassen hatte. Die Lebensangst, die sein Leben zerstörte, ergreift auch den zehnjährigen Sohn der Erzählerin, als er die Geschichte Billys hört. Seine Mutter kann ihn nur durch die Lüge beruhigen, daß Billy ein „Ungeheuer“ war und normalen Menschen „so etwas einfach nicht passieren kann“ (168).

Probleme der heutige Ehe

In dieser Welt ist die Ehe nicht mehr eine endgültige Verbindung, sondern ein von Anfang an fragwürdiges Unterfangen, das selbst die ihrem katholischen Glauben treu gebliebene Mutter und die Tanten Noras für „ein Zeichen der Schwäche“ (112) halten. Da in so vielen Fällen das Eheversprechen gebrochen wird und beide Parteien einmal oder öfter geschieden sind, scheint auch die Ehe nur noch eine „vorläufige Geborgenheit“ zu bieten.

Ruth, die geschiedene Protagonistin in „Weg von der Balgerei“, fühlt dies sehr stark, als ihr zweimal geschiedener Geliebter Phil sie heiraten will. Sie muß sich nun selbst davon überzeugen, daß das neue Verhältnis dauern wird, und wendet sich darum an Silvie, die Phil seit siebzehn Jahren kennt. Von ihr möchte sie „Sicherheiten“ über eine Ehe mit ihm erhalten (93). Aber da Silvie selbst durch eine Scheidung zutiefst verletzt ist, bleibt Ruths Suche vergebens, und sie lernt durch die Begegnung nur, daß auch sie nun von dem Schicksal Silvies bedroht ist: „Würde [Phil] sie verlassen, wäre es wie der Tod, ... wie würde sie weiterleben, wenn das wirklich einträte?“ (100).

Ähnliche Befürchtungen bedrängen auch die Erzählerin in „Jetzt bin ich verheiratet“. Da sie die zweite Frau eines geschiedenen Mannes ist, betrachtet sie die Ehe als „einen Akt irrationaler und ungerechter Treue“ (121), deren Bindungen und Verpflichtungen ihr gefährlich und gefährdet erscheinen. Unter diesen Gesichtspunkten prüft sie die Verhältnisse der Frauen, denen sie in ihrem neuen Kreise begegnet.

Marjorie ist rücksichtslos und zynisch. Sie lebt als Witwe eines anglikanischen Geistlichen von einer kirchlichen Pension, die man ihr unter der Bedingung gewährt hat, das Dekorum ihres Standes zu wahren. Dies hindert sie aber nicht daran, fünf Jahre lang ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann zu unterhalten. Scheinheiligkeit, so nimmt sie an, kann man nur mit der gleichen Münze heimzahlen. Ihr Mann war ein „völlig pervertierter Heuchler“ (123), und sie hält die anderen Vertreter der Kirche nicht für besser.

Demgegenüber steht Doris, die mit einem guten Geistlichen derselben Kirche verheiratet war. Als dieser jedoch eines qualvollen Todes starb, machte sie Gott bittere Vorwürfe, und selbst jetzt nach so vielen Jahren ist ihr Leben „manchmal irgendwie leer und kalt“ (129).

Elizabeth hat als Gouvernante viele Familienskandale kennengelernt und sich auch selbst darin verwickelt. Aber sie ist nicht verbittert und verbringt ihren Lebensabend mit guten Werken und mit Gartenarbeit (132).

Susans Leben andererseits ist das Beispiel „einer Ehe alter Art, wo die Frau alles tut“ (134). Sie hat einen Säugling und ein Kleinkind, deren Pflege, obwohl sie ermüdet, ihrem Leben eine gewisse Ordnung gibt. Doch auch sie leidet unter den typischen Spannungen der zweiten Frau, die sie manchmal mit „Haß“ gegen ihren Mann, seine erste Frau und sich selbst erfüllen (134). Es kommt ihr dann so vor, als ob „irgendwie etwas Ungeheures und Graues und Kaltes mit der Ehe verbunden ist“. Aber trotzdem hält sie es für „wunderbar, ein Teil davon zu sein“ (135). Denn ihr Leben hat nun eine bestimmte Richtung.

Auch Gillian, deren Vater kurz nach ihrer Geburt seine Familie verließ, suchte in der Ehe nach Sicherheit und heiratete einen zuverlässigen Mann. Doch ein „lustiger und kummervoller“ Jude namens Seymour zog sie stärker an. Beide ließen sich scheiden und „fingen ohne einen Pfennig wieder von vorne an“ (136). Aber Gillian

ist auch jetzt noch nicht zufrieden. Sie scheint schließlich ihr Heil zu finden, wenn sie als Schriftstellerin einsam auf ihrem Zimmer arbeitet. Obwohl es ihr schwerfällt, Mann und Kinder so zu vernachlässigen, glaubt sie, daß sie nur auf diese Weise der Gefahr begegnen kann, ihre „Seele zu verlieren“, die „so herumgeworfen wird“ (137).

Diese ernüchternden Beispiele führen die beobachtende Erzählerin dazu, die heutige Ehe als eine Art existentielles Wagnis zu sehen: „Man vollendet ihre Form in dem Wissen, daß sie das erregende Gefühl des Scheiterns in sich trägt“ (138). Die folgenden Erzählungen vertiefen das Bewußtsein von der Gefährdung der Frau in unserer Welt.

Obwohl sie seit langem glücklich verheiratet ist, leidet die Erzählerin in „Schändung“ immer noch an den seelischen Folgen zweier Vergewaltigungen als junges Mädchen. Die Angst vor einer „häßlichen“ Welt, in der wir „verlassen und in Gefahr sind“ (195), macht es ihr fast unmöglich, das ihr angetane Unrecht zu vergeben und zu vergessen. Nur die Liebe zu ihren Eltern und Dankbarkeit für ihr eigenes gutes Leben brechen am Ende den bösen Kreis der Angst und des Abscheus vor der Welt.

Umgekehrt kann die namenlose Protagonistin in der Geschichte „Die andere Frau“ ihrem Mann ihr Mitgefühl nur heucheln, als er sich mit tiefer Bewegung an eine Geliebte erinnert, die er wegen seiner Kinder aus erster Ehe verlassen hat. Denn sie weiß, daß er sie nie so tief geliebt hat wie diese Freundin und „nie verstehen würde, was sie fühlte“ (156). Dieses Wissen läßt ihre Liebe zu ihm erkalten.

Während die von allen ersehnte Geborgenheit in der Ehe hier gefährdet ist, erkennt die geschiedene und wiederverheiratete Protagonistin in „Sicher“ nach einer Begegnung mit einem ehemaligen Geliebten die Verpflichtung zur Selbstlosigkeit in der Ehe als Voraussetzung, ohne die es keine „Sicherheit“ für Mann, Frau oder Kinder geben kann (177).

In ihrer Suche nach diesem Ideal wendet sich Mary Gordon schließlich auch noch den, wie man hoffen möchte, bewährten Ehen der Generation ihrer Eltern zu. Doch auch hier ist der Befund zweifelhaft. Einmal, so lehrt uns „Die Frau des Zauberers“, kann sich eine dauernde und wachsende Liebe sogar aus einem ungleichen Verhältnis entwickeln. Die Liebe der Gattin in dieser Erzählung ist von Eitelkeit und Selbstsucht durchsetzt, ja vielleicht völlig motiviert. Aber als ihr Sohn, den sie immer weit hinter ihren Gatten stellte, am Ende den alternden Vater preist, erweitert sich der enge Kreis der Frau. Ihr nur auf ein „Liebesobjekt“ gerichteter Egoismus zerbricht und ihre nun auch ihren Sohn umfassende Liebe macht sie zu einem besseren Menschen (86).

Andererseits gerät in „Frau Cassidys letztem Jahr“ eine lange harmonische Ehe durch eine den Charakter der Frau verändernde Krankheit in eine fast unüberwindliche Krise. Alle negativen Seiten des Familienlebens werden dem Gatten deutlich,

als er seine Gattin, einem ihr vor vielen Jahren gegebenen Versprechen treu, in ihrer letzten Krankheit selbst zu Hause pflegt: „Familien waren dies: die rohe Masse, der Knoten des Gedächtnisses, Wunden, dem Gedächtnis eingeprägt, nicht nur, weil sie sich in dem weichen, formbaren Wachs der Kindheit verhärtet haben... Wunden, ganz verhärtet und am tiefsten dem Gedächtnis eingeprägt, weil Familien Tage sind“, deren „erstickende“ Eintönigkeit und Langeweile wie mit „Hammer-schlägen“ das Seelenleben zutiefst verletzen können (199).

So beschränken Mary Gordon und Walker Percy, die sich beide in einer dem christlichen Existentialismus verwandten Weise um das Heil des heutigen Menschen bemühen, in ihren letzten Aussagen die Hoffnungen und Erwartungen dieser Philosophie, wenigstens wie sie bei Simone Weil erscheinen. Nur wenig in der Natur des Menschen gibt Grund zur Hoffnung. Die geistigen und moralischen Quellen seines Wesens sind in unserer Zeit vom Töten und vom Tod vergiftet. Trotz eines gelegentlichen Durchbruchs in eine bessere Welt ist das Leben wie ein schwerer Traum, vor dessen Angstzuständen wir nie ganz sicher sind.

Wenn wir der modernen Dichtung den ihr von vielen Kritikern nicht zugebilligten Übergang zur Parabel gestatten, bleibt nur ein Gedanke, den Percy und wohl auch Gordon mit Simone Weil teilen: Wie Job sein Elend trug, müssen auch wir die uns schmerzlich begrenzenden, vom Naturgesetz bedingten „Notwendigkeiten“ des Lebens annehmen und dem Willen Gottes, den wir darin erkennen, mit „amor fati“ begegnen.

ANMERKUNGEN

¹ S. Weil, *Intuitions pré-chrétiennes* (Paris 1951) 164f.

² Vgl. R. A. Stelzmann, *Adam in Extremis. Die Romane Walker Percys*, in dieser Zschr. 191 (1973) 206–210.

³ New York: Farrar, Stras & Giroux 1987; für viele Wochen auf der Liste der zehn meistgelesenen Bücher in den USA (Seitenzahlen im Text).

⁴ New York: Random House 1987 (Seitenzahlen im Text); vgl. R. A. Stelzmann, *Mit Menschen und mit Engelszungen. Gott und Welt in den Werken Christa Wolfs und Mary Gordons*, in dieser Zschr. 203 (1985) 693–703.

⁵ *Intuitions*, 180.

⁶ F. Wertham, *A Sign for Cain* (New York 1966).

⁷ Jan Hollingworth, *Unspeakable Acts* (New York 1987).

⁸ Vgl. R. A. Stelzmann, *Die Nichtigkeit und Größe des Selbst. Walker Percys Anthropologie*, in dieser Zschr. 201 (1983) 785–788.